

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Rönfort.

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Heiderfen machte eine kurze Pause. „Wie ich nun unlängst die Zeitung mit jener Notiz in die Hände bekam,“ fuhr er bedächtig fort, „erschieden mir die bisherigen Vorsichtsmaßregeln zum Schutze meines Eigentums doch noch nicht genügend. Ich vergaß zu erwähnen, daß ich von dem Diebstahl der Barnbielschen Sammlung bisher keine Ahnung hatte. Denn gerade in den ersten Tagen des Oktobers vorigen Jahres zog ich hierher und hatte da natürlich keine Zeit, mich um die Tagesereignisse zu kümmern. Wochenlang las ich damals keine Zeile, weil das Grundstück derart verwahrloßt war, daß ich alle Hände voll zu tun hatte, um es nur etwas instand zu setzen.“

— Sonst wäre ich, durch den Diebstahl bei dem Baron gewarnt, eben schon früher auf die Idee gekommen, die ich jetzt ausführen will, nämlich meine Diamanten bei einer Gesellschaft zu versichern. Billig wird das ja nicht sein. — Trotzdem muß es getan werden. Morgen vormittag findet sich ein Agent der Versicherungsgesellschaft Uraania bei mir ein, in Begleitung eines gerichtlich vereidigten Taxators für Juwelen, und wird mit mir den Vertrag abschließen.

Ich wollte Sie nur bitten, Herr Doktor, diesem Akt als Zeuge beizuwohnen. Vorgeschieden ist das nicht. Ich tue es aber zu meiner eigenen Beruhigung. Besser ist es immer, daß ein Unparteiischer eine solche Verhandlung, bei der es sich um ein Objekt von über einer Viertelmillion handelt, mit anhört. — Würden Sie mir diesen Gefallen tun?“

„Gern“, versicherte Matra.

„Das freut mich. — Gestatten Sie — Ihr Wohl, Herr Doktor.“

„Sahen es Matra nur so oder huschte jetzt wirklich ein blasses, zufriedenes Lächeln über das Totenkopfschicht des ehemaligen Diamantenhändlers? Vielleicht hatte er sich getäuscht. Denn Heiderfens Stimme klang ehrlich bedauernd, als er sagte:

„Mir tut der Baron aufrichtig leid. Wäre mir das Unglück passiert — wahrhaftig, ich glaube, ich würde den Verlust darüber verloren haben. Denn das in solchen Fällen übliche Haarausraufen“, fügte er mit einem Versuch zu scherzen hinzu, „hätte bei mir insofern keinen Zweck, als ich ja leider gezwungen bin, eine Perücke zu tragen. Denn einen kalten Schädel finde ich mehr wie ungesund, besonders wenn man so mager ist wie ich. Oder gefällt Ihnen z. B. unser neuer Hausgenosse Herr Ewald Bidler mit seiner polierten Billardkugel als Kopf etwa besser?“

Matra horchte hoch auf. — „Ewald Bidler!“ — Die Erwähnung dieses Namens kam ihm sehr gelegen. Er wollte er doch gleich mal etwas auf den Busch klopfen und zusehen, was Heiderfens ihm über diesen Menschen mitteilen, beziehungsweise inwiefern er sich aufs Liegen verlegen würde.

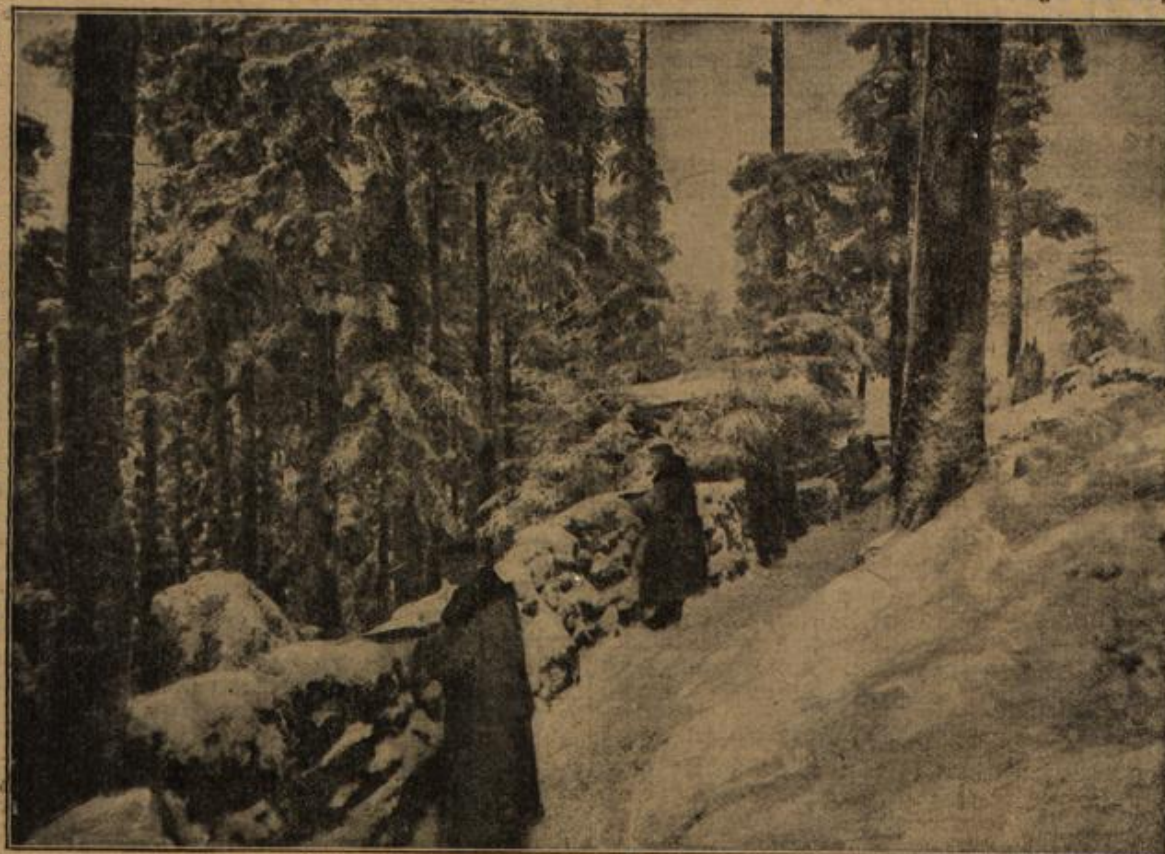
„Ganz richtig, Herr Bidler hat ja eine Glace“, meinte er daher lachend. „Nun ja, zu seinem Pausbadergesicht paßt sie ganz gut.“

Dann erzählte er Heiderfens umständlich von

seiner ersten nächtlichen Begegnung mit dem neuen Mieter.

„Es stimmt also, daß er die Miete für ein halbes Jahr vorausbezahlt hat?“ fügte er zum Schluß hinzu.

Heiderfens nickte. „Alles erledigt. Auch die polizeiliche Anmeldung. Wie sagt Ihnen der Mann so im ganzen zu, Herr Doktor? Ich kenne ihn nur oberflächlich, obwohl er früher in Köln wohnte.“



Deutsche Wacht in den Vogesen. Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Matra hätte am liebsten laut herausgelacht. Denn diese Schwinderei war denn doch zu stark. Aber er nahm sich zusammen und erwiderte ausweichend:

„Ein Urteil über Herrn Vidler jetzt schon zu fällen, wäre verfrüht. Ich habe mit ihm kaum ein paar Worte wechseln können. Er ist ja, sofort nachdem er eingezogen war, wieder verreist.“

Heiderßen antwortete hierauf nichts, sondern trank mit einem grinsenden Lächeln, für das Matra keine Erklärung fand, sein Glas leer. — Dann meinte er, eine frische Flasche entorkelnd:

„Denken Sie, Herr Doktor, heute fand ich einen Brief von einem Grundstücksagenten vor, der mir für das Haus hier einen recht anständigen Preis bietet. Möglicherweise wird aus dem Geschäft etwas. Dann müßten wir beide diese stille Wohnung aufgeben — was ich besonders Zehretwegen bedaure. Denn so leicht dürften Sie nicht wieder eine so ruhige Behausung finden. Aber Sie werden selbst einsehen, daß man auf ein paar tausend Mark Verdienst nicht so ohne weiteres verzichtet. — Nun — vielleicht zerfällt sich die Sache auch noch.“

„Was ich in Ihrem Interesse nicht wünschen will, Herr van Heiderßen“, erklärte Matra höflich. „Ich gebe zu, ich fühle mich hier sehr behaglich, außerordentlich behaglich sogar. Doch — Bargeld laßt! Das wissen wir Schriftsteller am besten.“

Dieses war aber auch die letzte große Lüge, die Matra seinem Gastgeber heute aufzutischen brauchte. Denn bald darauf trennten sie sich mit einem beinahe herzlichen „Auf Wiedersehen“.

Bert Matra schlief in dieser Nacht, vielleicht infolge des reichlichen Weingenußes, fest und traumlos. Am Morgen führte er dann nach dem ersten Frühstück den Wolfshund wieder auf den Hof. Doch schon nach fünf Minuten öffnete Heiderßen das auf den Hofraum mündende Fenster seiner sogenannten Werkstatt und bat den Schriftsteller, in seinen Salon zu kommen, da der Versicherungsgesamt und der Tagator sich bereits eingefunden hätten.

„Es ist zwar heute Sonntag, Herr Doktor, aber die Leute nehmen's nicht so genau, wenn es sich um ein fettes Geschäft handelt“, meinte er mit ebenso unschönem wie überflüssigen Grinsen.

Matra brachte Hektor daraufhin in sein Zimmer zurück und sperrte ihn dort ein. Die Verhandlung mit dem Agenten nahm nicht viel Zeit in Anspruch.

Als Matra dann sein Zimmer wieder betrat, fand er den Wolfshund zu seinem Entsetzen in krampfartigen Zuckungen, mit tödlichem Schauer vor dem Maule, am Boden liegen. Sofort lief er, sich schnell den Hut aufdrückend, zu der Autohaltestelle an der Ecke und brachte das offenbar schwerranke Tier nach der Hundeklinik in der Passauer Straße, die ihm ein Schuttmann, den er unterwegs befragte, sehr empfahl.

Der Tierarzt erklärte nach kurzer Untersuchung, der Hund müsse irgendein Gift, wahrscheinlich Strichnin, gefressen haben. Die Krankheitsercheinungen sprächen unzweifelhaft für diese Annahme.

Hektor erhielt darauf eine Einspritzung, nach der er sich fast augenblicklich heftig erbrach. Sodann wurde ihm Milch, der ein Medikament zugelegt war, in großen Mengen eingeflüßt. Die Wirkung dieser Behandlung zeigte sich sehr bald. Die Krampfanfälle ließen nach und das treue Tier lag nun völlig apathisch mit schlagenden Flanken da.

Indessen hatte der Tierarzt den Mageninhalt näher beäugt.

„Dachte ich's mir doch“, meinte er jetzt zu Matra, der ängstlich bald den Hund, bald den Tierarzt ansah, „das Strichnin ist in Leberwürst, die von unsern vierbeinigen Freunden besonders gern gefressen wird, verborgen gewesen. Ein Gluck, daß Sie so schnell zu mir gekommen sind, Herr Doktor, sonst wäre der Hund verloren gewesen.“

„Sie hoffen, unseren Patienten also noch durchzubringen?“ fragte Matra zaghaft. Denn er wußte ja, wie sehr Bornemann an dem Tier hing, das wirklich selten gute Charaktereigenschaften hatte.

„Wir müssen abwarten“, erklärte der Arzt ausweichend. „Jedenfalls lassen Sie mir den Hund hier, damit ich alles versuchen kann, was die Wissenschaft zur Heilung derartiger schwerer Vergiftungsfälle kennt.“

Matra kehrte darauf in ziemlich gedrückter Stimmung zu Fuß in seine Wohnung zurück, nachdem er dem armen Hektor noch recht liebevoll den schönen Kopf gestreichelt hatte. Auf dem Heimwege drängte sich ihm immer wieder dieselbe Frage auf: Wer konnte nur die vergiftete Würst auf dem Hofe ausgelegt haben? — Hundeseinde, die aus unverständlichem Haß gegen den treuesten Beschützer des Menschen derartige Noheiten hinterlistiger Weise verübten, gab es ja wohl hin und wieder. Aber daß Hektor gleich am zweiten Tage nach der Überfütterung in die Philippstraße das Opfer eines solchen Attentats geworden war, erschien doch immerhin als ein recht sonderbarer Zufall.

Plötzlich verlangsamte Matra unwillkürlich seine Schritte. Ein Verdacht war in ihm aufgetaucht. Heiderßen!

Doch — aus welchem Grunde sollte der Alte seinem Mieter wohl einen so heimtückischen Streich spielen? Und, hatte er nicht gestern abend noch beim Anblick des Hundes eine scheinbar völlig aufrichtige Freude über das prächtige Tier gezeigt?

Trotzdem vermochte Matra diesen Gedanken nicht loszuwerden. Kein Wunder, daß er sich jetzt in seinem Zimmer recht verlassen fühlte, da Hektors Gegenwart ihm doch über das Ungemütliche, beinahe schon Unheimliche dieser Umgebung etwas hinweggeholfen hatte. — Eine halbe Stunde hielt er es noch am Schreibtisch aus. Dann warf er ärgerlich die Feder hin und machte sich zum Ausgehen fertig. Er wollte zusehen, ob er Edgar Bornemann noch in der Tiergartenstraße antraf. Der würde fraglos einen bösen Schreck bekommen, wenn er von Hektors Vergiftung erfuhr. Aber verheimlichen ließ sich der Vorfall ja doch nicht.

Die Familie Börner saß auf der Seeterrasse ihres neuen Heims beim Morgentasse.

Eben schob der alte Herr die Tasse beiseite und langte sich aus dem Aschbecher die halb aufgerauchte Zigarre hervor, um sie von frischem anzuzünden. — „Ein kleines Paster muß jeder Mensch haben“, pflegte er entschuldigend zu sagen, wenn Mutter Börner ihn hin und wieder mit leisem Vorwurf für einen regulären „Kettenraucher“, der eine Zigarre an der anderen ansetzte, erklärte.

Jetzt lehnte er sich behaglich in den weissen, bequemen Korbfessel zurück und meinte träumerisch, indem er seine Blicke über den Wannsee und die ihn einrahmenden Wälder schweifen ließ:

„Wie ein Märchen ist das alles, wirklich wie ein Märchen!“

Mutter Börner, die zur Ehre des Sonntags ihren grauen Scheitel mit einem schwarzen Spitzhaubchen bedeckt hatte, war eine etwas prosaischere Natur.

„Freilich, Mann, — wie in einem Schloß leben wir hier. Nur ein Märchenschloß ist's nicht. Ich finde vielmehr, man riecht es nur zu deutlich, daß nicht Feen-, sondern gewöhnliche Tapeziererhände die Räume für uns hergerichtet haben. Der Olfarben-, Lack- und Kleistergeruch könnte für meinen Geschmack weniger kräftig sein. Ich jedenfalls habe mir schon die schönsten Kopfschmerzen geholt — trotz der offenen Fenster im Schlafzimmer.“

Hildegard, die kurz vorher an die Brüstung der Terrasse getreten war, von wo aus sie die Straße ein Stück verfolgen konnte, wandte sich jetzt um.

„Armer Edgar! Und er hat es doch so gut gemeint, als er uns sofort hierher holte, nachdem die Handwerker kaum das Haus verlassen hatten.“

„Aind, ich will ihm ja um Himmels willen auch keinen Vorwurf machen“, erklärte Frau Börner eifrig und schenkte sich die vierte Tasse Kaffee ein. „In einer Woche ist der Geruch sicherlich verschwunden, wenn wir nur stets ordentlich lüften.“

„Ich weiß, wie du es meinst, Mutter“, sagte Hildegard, ihr herzlich zuneigend. „Wenn ich ganz offen sein soll — auch ich habe etwas Kopfschmerz.“

„Dann kann ich euch nur raten, schleunigst für einige Zeit nach unserem alten Bohnstüß überzusiedeln“, brummte der alte Herr. „Da war's zuletzt auch recht gemütlich, besonders nachdem der Petruschke uns noch die zweite Flunderräucherei vor die Nase gesetzt hatte!“

In demselben Augenblick begannen die Gloden der Wannseer Kirche mit langsamen Klängen zur Andacht zu rufen.

Hildegard wurde es ganz eigen zumute. — So eindringlich hatte sie die feierliche Sonntagsstimmung noch nie empfunden, noch nie. Das glänzende Sonnenlicht, das herrliche Landschaftsbild, die Ruhe ringsum, dazu die Gefühle ihres eigenen Herzens, Glück, Dankbarkeit und Liebe, — das gab einen Akkord, der ihre Seele erzittern machte.

Wenn sie doch den jetzt neben sich gehabt hätte, der ihres Lebens reifster Inbalt geworden, — wie gern würde sie ihm mit wenigen Worten ihre ganze Seligkeit nochmals anvertraut haben.

Es war, als ob der Himmel ihre stumme Bitte erhört habe. Immer näher kam das Rollen eines Autos, immer näher. Jetzt der eigenartige Bierklang einer Hupe.

Das war er — er, — kein Zweifel.

Hildegard flog ihm entgegen.

Und wie richtige Sonntagskinder, mit strahlenden Gesichtern, glückselig lächelnden Augen, erschienen sie dann auf der Terrasse. Bornemann begrüßte seine Schwiegereltern mit einer Herzlichkeit, der man es anmerkte, daß sie aus aufrichtigem Vorn hervorquoll.

„Nun, Mama — hast du dich schon an das neue Bett gewöhnt?“ fragte er dann scherzend, da Mutter Börner bei der ersten Besichtigung der Zimmer die modernen breiten Lagerstätten mit den Patentmatrassen recht mißtrauisch gemustert hatte.

„Aber gewiß, lieber Sohn, gewiß. Wie im Paradiese schläft es sich darin.“

Der alte Herr räusperte sich hörbar.

Das machte den Schwiegersohn aufmerksam.

„Na, meine Lieben, — stimmt das auch? Der Papa macht so ein komisches Gesicht?“

Frau Börmer war tatsächlich rot geworden vor Verlegenheit. Da kam ihr schon ihr Gatte zu Hilfe: „Edgar — wozu sollen wir schwindeln? Ich bin stets für die Offenheit gewesen.“

Und dann berichtete er von dem Kopfwisch der Damen, dem Farbergeruch und fügte ironisch hinzu:

„Ich hab' ihnen schon gesagt, sie sollen nur wieder in das alte, muffige Schulhaus zurück, in den Trangeruch von Flundern und Heringen. Aber ich bleibe hier — das ist sicher!“

Bornemann, der eben von seiner Braut ein frisch gestrichenes Brötchen in Empfang nahm, rief jetzt zu aller Erstaunen ganz begeistert: „Aber das ist ja famos! Das paßt ja ausgezeichnet und erleichtert mir meine Bitte ganz außerordentlich! — Gell — da macht ihr Gesichter! — Komm, Liebling, seh' dich zu mir, so. Und nun hör mal erst mit an, was dem lieben Keel, dem Vert Matra, das Schicksal für eine mächtig geheimnisvolle Behausung befehrt hat.“

Bornemann berichtete ausführlich, — begann mit der Anzeige, die der Schriftsteller zugesandt erhielt und schloß mit dem Aufsuchen des famosen Herrn Vidler mit den Wollhandschuhen.

„So — nun seid ihr eingeweiht, meine Lieben. Und jetzt eine Bitte: Kommt, laßt uns noch heute eine kleine Reise, zunächst nach Köln, antreten. Der Detektiv will nämlich durchaus, daß in der Heimatstadt dieses Räthelwesens, genannt Thomas van Heiderßen, eingehende Nachforschungen nach dessen Vorleben angestellt werden. Und — paßt das nun nicht geradezu vorzüglich? Ihr, Papa und Mama Börmer, lernt ein Stückchen Welt kennen, meine Hilde desgleichen, ich erledige diese Aufgabe dabei, und — inzwischen verfluchten sich hier die Farbensüfte auf Nimmerwiederkehr! — Na, wie steht's damit?“

Hildegard besann sich nicht einen Augenblick. Auch der alte Herr nickte zustimmend. Nur Mutter Börmer hatte so allerlei Bedenken. So schnell ginge das doch nicht, man müßte doch erst Vorbereitungen treffen usw. usw.

Doch gegen diesen Schwiegersohn war nicht aufzukommen! Der erklärte einfach, was fehle, könne man unterwegs besorgen. Köln habe großartige Geschäfte. —

So kam es, daß schon eine Stunde später das Auto wieder gen Berlin raste.

Inzwischen hatte auch Mutter Börmer die Reiselust gepackt.

Als man sich ein Stück hinter Wannsee mitten im Grunewald befand, meinte sie, indem sie ganz gerührt Bornemann die Hand drückte: „Köln — das liegt ja am Rhein. Und den zu sehen, war ja schon immer meine Sehnsucht! Wie freue ich mich jetzt...“

„Da soll mir einer noch bestreiten, daß ich eine außerordentlich vernünftige Schwiegermutter ergattert habe!“ unterbrach Edgar sie lachend. „Kinder, ich sag' euch: Festtage sollen das werden!“

Als Vert Matra gegen zwölf Uhr mittags in der Tiergartenvilla anklingelte, erklärte ihm der Diener, daß Herr Bornemann verreist sei, für den Herrn Doktor aber einen Brief zurückgelassen habe.

Das Schreiben, dessen Umschlag mehrfach versiegelt war, lautete: „Lieber alter Vert!“

Wenn Du diese Zeilen erhältst, sind wir, d. h. Börmers und ich, bereits auf dem Wege nach Köln. Ich habe mich entschlossen, an Ort und Stelle nach dem Vorleben Hs. und Ps. genaue Erkundigungen einzuziehen. Willst Du Schaper sprechen, so gehe, da er heute seine Tätigkeit als Plakatmaler der Sonntagsruhe wegen nicht ausüben kann, langsam an dem Holzzaun in der Philippstraße entlang und pfeife einen Walzer vor Dich hin. Schaper beobachtet nämlich heute hinter dem Zaune verborgen das Haus und wird Dir dann schon, ohne daß jemand etwas merkt, nähere Anweisungen geben. Nachmittags um vier Uhr läßt er sich ablösen und ist dann von fünf Uhr ab in seiner Wohnung, Dresdener Straße 16, zu sprechen. Ist das, was Du ihm zu sagen hast, also nicht eilig, so warte bis fünf und bemühe Dich zu ihm. — Wann wir zurückkehren, ist noch unbestimmt und hängt von den Erfolgen meiner Nachforschungen ab. Jedenfalls, alter Vert, sei vorsichtig und laß Dir H. gegenüber nicht merken, daß er bereits so ziemlich durchschaut ist. — Hoffentlich auf ein frohes und gesundes Wiedersehen!

Herzlich grüßen wir Dich, insonderheit

Dein getreuer

Edgar B.“

Matra war bald einig mit sich, was er zu tun hatte. Da Baron von Barnbiel ihn für den Nachmittag und den Abend eingeladen hatte, mußte er versuchen, mit dem Detektiv baldigst eine Verabredung zu treffen. Genug Wichtiges hatte er diesem ja mitzuteilen.

Inzwischen war es halb eins geworden. Schleunigst fuhr Matra mit der Elektrischen nach Schöneberg zurück und schlenderte

dann, in der Philippstraße angelangt, ganz wie Bornemann es vorgeschrieben hatte, an dem Bretterzaun der Holzhandlung entlang. Wie er sich schräg gegenüber dem Heiderßen'schen Grundstück befand, vernahm er auch wirklich Schapers Stimme, die ihm leise zurief, er solle stehen bleiben und sich gemächlich eine Zigarre anzünden.

Matra gehorchte. „Sie fahren jetzt sofort nach meiner Wohnung, Dresdener Straße 16“, ordnete der unsichtbare Schaper inzwischen an, „und bestellen meinem Bureauvorkseher Lemle, daß er mich augenblicklich ablösen soll. Sie selbst warten in meiner Behausung auf mich. Lemle gegenüber legitimieren Sie sich durch den Brief Bornemanns, den Sie hoffentlich noch bei sich haben.“

Der Schriftsteller nickte zum Zeichen, daß er verstanden habe, was der Detektiv durch die Spalten des Zaunes fraglos sehen mußte.

„Auf Wiedersehen bei mir“, schloß Schaper diese merkwürdige Unterhaltung, worauf Matra seinen Weg langsam fortsetzte.

Schaper bewohnte die Hochparterteräume eines alten, aber sehr sauber gehaltenen Hauses. An der Tür hing ein einfaches Porzellanbild mit der Aufschrift: „Fritz Schaper, Privatdetektiv“. Dafür war aber außen an der Hauswand eine desto größere, in die Augen fallende Tafel angebracht, auf der in farbigen Buchstaben zu lesen war, welche vielseitige Aufträge der Detektiv zu erledigen vermochte.

Matra läutete und wurde von einem jungen, intelligent aussehenden Menschen in Schapers Sprechzimmer geführt, das sich zu seiner Überraschung beinahe vornehm, jedenfalls mit künstlerischem Geschmacl eingerichtet zeigte. — Lemle, der Gehilfe des Detektivs, brach dann ohne Zögern nach der Philippstraße auf, nachdem er dem Schriftsteller noch einige illustrierte Zeitungen gereicht hatte.

Sollte es inzwischen klingen und ein Mandant Herrn Schaper zu sprechen wünschen, so bitten Sie den Betreffenden zu warten“, meinte er höflich, „in einer Stunde spätestens ist Herr Schaper hier.“

Matra blieb jedoch allein. — Als der Detektiv dann erschien, begrüßte er den Schriftsteller gutgelaunt mit einem festen Händedruck und einer scherzhaften Anspielung auf dessen „ruhiges, gemüthliches Heim“.

„Spotten Sie nur, Herr Schaper!“ erwiderte Matra mit ärgerlichem Aufschauen. „Sie würden sich auch kaum in einem Hause wohlfühlen, wo Sie von allen Seiten sozusagen von Geheimnissen umgeben sind.“

„Oh — doch!“ protestierte der Detektiv, seinen warmgefütterten Mantel ablegend. „Ich wäre bei Herrn van Heiderßen ganz in meinem Element. Ich liebe eben meinen Beruf. — Doch nun an die Geschäft. Erzählen Sie mir mit aller Genauigkeit, was inzwischen passiert ist.“ Damit setzte er sich zu Matra an den Tisch und nahm sein Notizbuch vor, in das er hin und wieder während des Schriftstellers Bericht eine kurze Bemerkung eintrug, ohne diesen jedoch mit einer Zwischenfrage zu unterbrechen. Erst als Matra mit der Darstellung seiner Erlebnisse und Beobachtungen fertig war, ließ er sich noch über einzelne Punkte näheren Aufschluß geben.

„Eins interessiert mich besonders“, meinte er sinnend. „Zunächst das auffallende Verhalten des Hundes. — Ob Heiderßen gesehen hat, daß das Tier so hartnäckig an der Kelleröffnung herumknüffelte, wissen Sie wohl nicht?“

„Nein. Möglich ist es aber. Denn als ich gestern gegen Abend den Hund auf den Hof ließ, war der Alte ja schon zu Hause. Das betreffende Kellersenster liegt gerade unter Heiderßen's Werkstatt.“

„So, so. — Und der Geruch von Chlorkalk war es bestimmt, der Ihnen in die Nase drang?“

„Ohne Zweifel. Es roch außerordentlich scharf nach diesem billigen Desinfektionsmittel.“

„Hm. — Nehmen Sie nun einmal an, Herr Doktor, daß Heiderßen in dem Keller — eine Leiche vergraben hat, die der Hund mit seiner feinen Nase witterte. Liegt es da nicht sehr nahe, daß der Alte das Tier zu vergiften suchte, um diesen gefährlichen vierbeinigen Hausgenossen zu beseitigen?“

(Fortsetzung folgt.)

Mutter.

Novelle von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Großer Gott — wie sollte sie es dem Jungen sagen? Frau Hildegard Reimer knüllte den Brief zusammen. Das starke Feinpapier wehrte sich dagegen. Es eignete sich nicht dazu, daß man seine Stimmungen an ihm ausließ.

Und es entsprach auch eigentlich nicht den Gevohnheiten der vornehmen Frau, in dieser Weise mit ihren Briefschaften umzugehen. Noch dazu mit einem solchen Briefe, der sie an und für sich sehr beglückt haben würde. Aber der Gedanke an Gerb ließ kein Glücksgefühl in ihr aufkommen.

Die Tür flog auf. Ein schlanker, dunkeläugiger Junge von etwa achtzehn Jahren kam hereingestürzt und schloß ohne Umstände seine schöne Mutter in die Arme.

„Durch!“ jubelte er. Wir haben alle bestanden. Es war das reine Lustspiel. Wir, die wir schon in Oberprima saßen, wurden nur mündlich geprüft. Heine und Lügenfeld hätten es nicht geschafft.“

Zärtlich strich Frau Reimer dem Liebling das Haar aus dem Gesicht.

„Eigentlich ist's schade — du hättest gewiß auf Ostern ein schönes Examen gemacht.“

„Laß man, Mutti, wat vener het, dat het he,“ lachte er, „und dann — es war ja keine Zeit. Morgen will ich mich stellen.“

Ein Schatten huschte über das Gesicht der Frau. „Schon morgen? Das hat doch noch Zeit, mein Kind!“

Ein Gedanke stieg in ihr auf, den sie gleich wieder unterdrückte. — Aber mit dem feinen Gefühl, das eifersüchtige Liebe verleiht, hatte der Sohn die fremde Regung in dem Herzen der vergötterten Mutter gespürt.

„Was hast du? Was dachtest du?“ forschte er in seiner fast heftigen Weise.

„Nichts — was soll ich denn haben?“ suchte Frau Reimer ihn zu beschwichtigen.

„Mutter,“ mahnte der große Junge, „seit wann bist du nicht mehr aufrichtig zu mir? In Helgoland hat es angefangen — du denkst wohl, ich merke es nicht?“

Er hielt sie immer noch umfaßt und sah ihr lächelnd in die Augen. Aber unter seinem Lächeln in seiner halb scherzenden

„Ach, laß nur — das ist wirklich nichts für dich“, rief sie und bückte sich gleichzeitig mit ihm. Fast wären sie mit den Köpfen zusammengestoßen. Aber der Jüngling war schneller, er hob das Papier auf und glättete es mit flinken Fingern. Frau Reimer wollte es ihm entreißen. Doch er wich ihr geschickt aus und spottete: „Meine alte Dame hat Geheimnisse vor mir, das finde ich köstlich! Ne — weißt du, das wollen wir lieber nicht anfangen, sonst mach' ich es ebenso.“

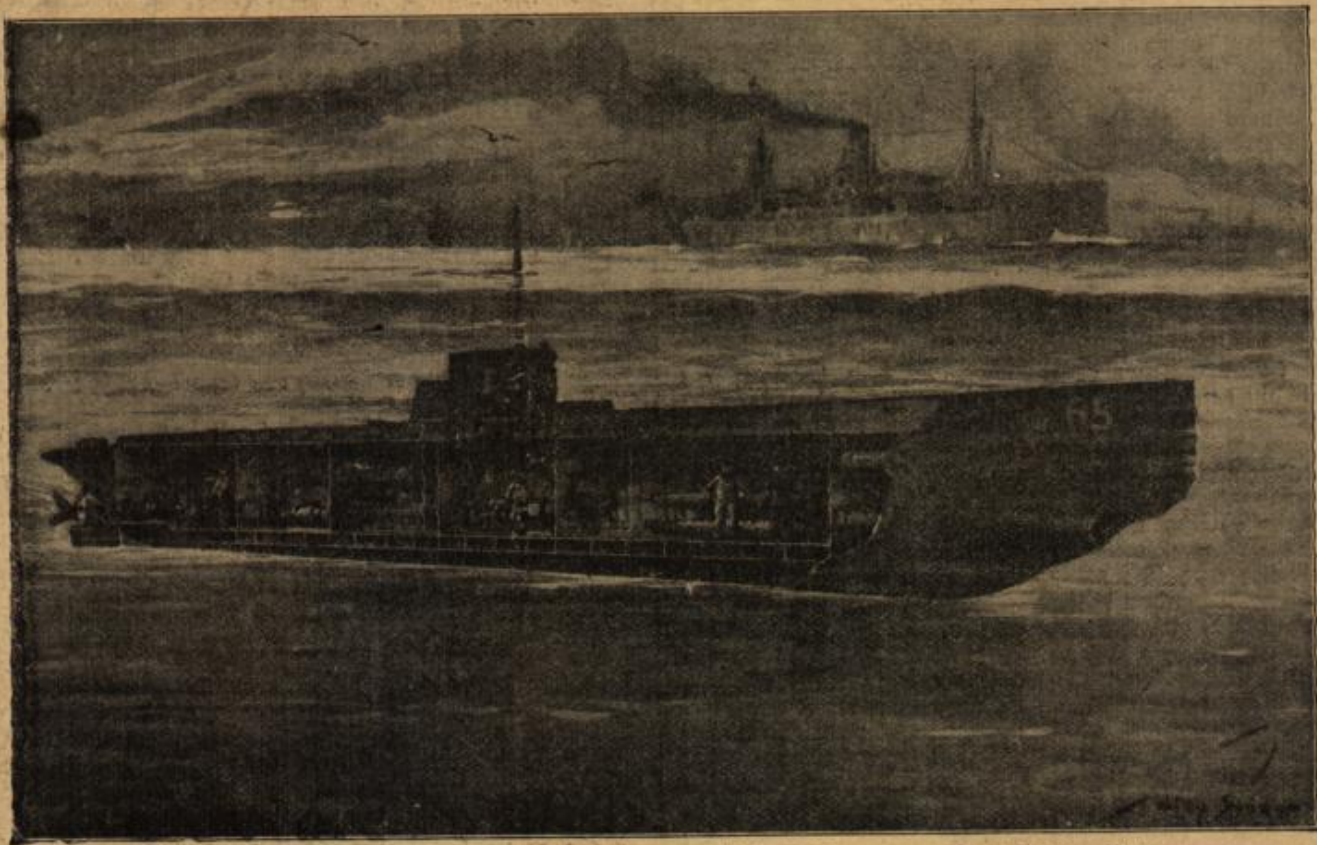
Er trat auf den Balkon, um seinen Raub in Ruhe zu studieren. Seine Mutter stand und preßte die Handflächen ineinander. Nun würde er erfahren, was sie ihm so lange vorenthalten. Was würde er dazu sagen? — Endlos lange schien er zu lesen, so lang war doch der Brief gar nicht! Ihre Ungeduld wuchs mit jeder Sekunde. Warum kam

der Junge nicht herein? Sie machte einen Schritt auf die breit offene Balkontür zu, da sah sie ihn stehen. Die Hand mit dem Brief hing schlaff herunter, die strahlenden großen Augen hatten allen Glanz verloren und sahen blindlos in eine graue Ferne.

Frau Reimer hatte immer dunkel geahnt, daß der Junge schwer daran tragen würde. Der trostlose Ausdruck, mit dem er, von Licht umwoben, da stand wie ein Mensch, dem plötzlich sein Glück in Trümmer geschlagen wurde, schnitt ihr ins Herz. Aber nur einen Augenblick. Dann loderte ihr Horn wild auf. Was fiel dem Jungen ein, ihr jedes Verfügungsrecht über ihre Per-



Ein Gefangenentransport in Serbien.



Getauchtes Unterseeboot in englischen Gewässern. Nach einer Zeichnung von Prof. Willy Stöwer.

Frage lauerte eine heimliche Angst. Sie spürte sie deutlich und fühlte zu ihrem Verdruß, wie ihr das Blut in die Schläfen stieg. „Siehst du, du wirst rot, kleine Mutti — was ist denn das?“

Verd entdeckte plötzlich den zerknitterten Brief, den seine Mutter vorhin bei seiner stürmischen Begrüßung hatte fallen lassen.

son abstreiten zu wollen? Sie machte eine Bewegung — da wurde Verd aufmerksam. Er kam herein.

„Hier ist dein Brief“, sagte er tonlos. Sie nahm das Blatt und legte es neben sich auf den Tisch, auf den sie ihre Hand stemmte, um das Zittern, das sie befiel zu verbergen.



Eine deutsche Feldbädereitolonne.

„Gerd,“ bat sie weich, „nimm es nicht so schwer! Du hast den Regierungsrat doch so gern gemocht, damals auf Helgoland.“

„Ich bitte dich, Mutter — gern gemocht! Da konnte ich nicht ahnen, daß er sich zwischen uns drängen wollte!“

„Aber Kind, das will er ja gar nicht. Im Gegenteil, dein Freund möchte er sein, dein guter Kamerad —“

„Ich brauche ihn nicht. Es sind auch alles nur Redensarten. Dich will er mir nehmen oder vielmehr, er hat es schon getan.“

Es klang wie ein Aufschluchzen, aber Gerd Reimer beherrschte sich. Er wollte keine Heulzene auführen, obwohl ihm zum Sterben weh zumute war. Wie ein greller Lichtstrahl leuchtete der Brief in manches hinein, was ihm seit dem Aufenthalte an der Nordsee dunkel geblieben war. Die Veränderung, die mit der Mutter

nur wütenden Schmerz, zornige Enttäuschung, aber kein kleinstes Fünkchen von Verstehen.

Hildegard Reimer hatte oft in den Wochen, seit Regierungsrat Allers in ihr Leben getreten war, in Gedanken Zwiesprache mit ihrem großen Jungen gehalten. Sonst würde sie jetzt gar nicht so viel Geduld gehabt haben. — „Sieh mal, Gerd, mein

ganzes Leben hat dir gehört“, begann sie faust, „wenn ich nun zum ersten Male etwas für mich wünsche, kannst du dich nicht so kalt und feindlich stellen wollen. Du gehst in die Welt hinaus und läßt mich ganz allein. Könnte es dich da nicht trösten, daß ein Mann, den auch du achtest —?“

„Nein, nein! Es kann mich nicht trösten, Mutter! Ich gehe ja in den Krieg, da brauchen hoffentlich meine Augen dein Glück nicht zu sehen!“

Bis ins Innerste verletzt wandte Frau Reimer sich ab. Gerd war selbst erschrocken über seine zornigen Worte, aber er konnte



In einem türkischen Schützengraben auf der Halbinsel Gallipoli.

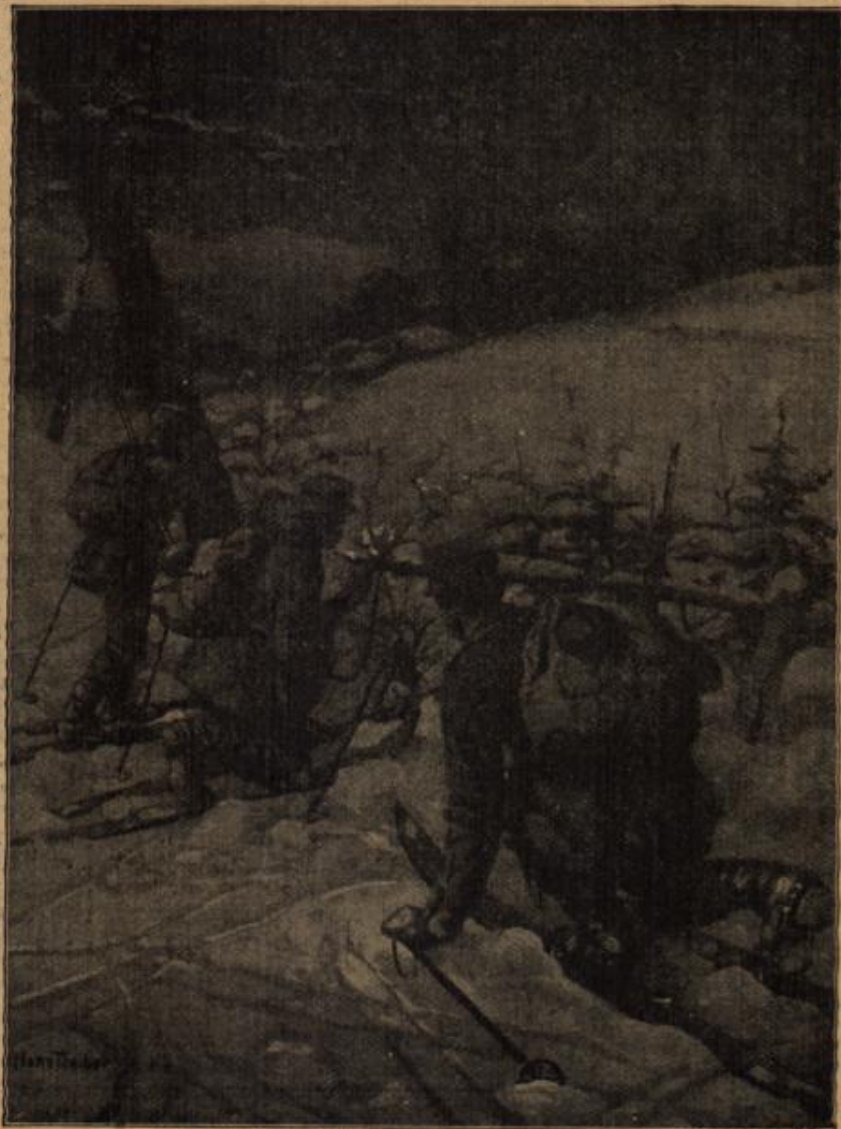
Phot. D. R. Sel.



Abwehr eines englischen Fliegerangriffs durch die Besatzung eines deutschen Unterseebootes.

Nach einer Zeichnung von Prof. Willy Stöwer.

vorgegangen war, nun fand sie ihre Erklärung. Immer hatte sie es abstreiten wollen, und doch hatte er mit untrüglichen Instinkte empfunden, daß nicht mehr wie sonst ihr ganzes Interesse ungeteilt ihm gehörte. Mit dem hartherzigen Egoismus der Jugend hatte er dafür



Eine deutsche Zeppelinpatrouille in den Vogesen.

Nach einer Zeichnung von Hans Treiber.

und wollte sie nicht mildern. Finster verließ er den eleganten Raum. Ein paar rasche Tränen schossen ihm in die Augen, als er allein in seinem Zimmer mit den Vorbereitungen zur Abreise begann und daran dachte, wie anders es gewesen wäre, wenn die Mutter geholfen hätte.

Ein trauriger Abend, eine schlaflose Nacht, dann ein Abschied voll heißer, schmerzlicher Liebe. Wieder und wieder baten die jungen Lippen: „Verzeih mir, Mutter!“ Ausgelebt waren die bitteren Worte, die feindseligen Gedanken. Der ungeheure Schmerz der Trennung hatte das Wort.

Er zitterte noch in Frau Reimers Seele nach, als der Mann vor sie hintrat, der ihrem Herzen teuer geworden war. Auch er wollte dem Ruf des Rainers folgen, vorher aber sollte die geliebte Frau die Seine werden.

In dem furchtbaren Weh, das ihre Seele seit Gerts Scheiden zerriss, war es ihr ganz unmöglich erschienen. Nun, da der Freund vor ihr stand in seiner offenen, vertrauenden Männlichkeit, schien es wiederum undenkbar, ihn zu enttäuschen. Er hatte ihr Wort, wie sollte sie es brechen, da er im Begriff war, hinauszugehen, um vielleicht nie wiederzulehren?

Schon nach den ersten Stunden des Zusammenseins hatte der Regierungsrat gemerkt, daß etwas nicht stimmte. Nur zu gern ließ Hildegard sich ihre Sorgen abfragen. Allers lachte sie aus.

„Daß Gerd mich freudig als zweiten Vater begrüßen würde, habe ich nie erwartet“, sagte er. „Seine Liebe zu dir grenzt an Schwärmerei. Da konnte man nicht verlangen, daß er begeistert in eine Teilung willigen würde. Ich werde ihm alles vorstellen als Mann zum Manne.“

Er dachte nicht daran, sie aufzugeben; sie sah es wohl. Im Gegenteil; es stellte sich heraus, daß er alle Schritte für eine schnelle Kriegstraning bereits getan hatte. Aber davon konnte keine Rede sein. Schwer hing ihr das Herz in der Brust. Der Gedanke an Gerd verließ sie keinen Augenblick. Wie gestohlenes Gut, das ihr nicht zum, dünkte sie jede Zärtlichkeit ihres zukünftigen Gatten. Allers empfand es klar; doch die Furcht, ihr wehe zu tun, hielt ihn davor zurück, sich zu bellagen. Gerade das Farte, leicht Verzeßliche ihrer vornehmen Natur war es ja, was ihn zuerst zu ihr gezogen hatte. Wie durfte er ihr da Vorwürfe machen, wenn sie sich ganz so gab, wie sie nach seiner Vorstellung sein mußte?

Und doch — die wenigen Tage schwanden im Fluge dahin. Unwiederbringlich! . . . Dann schlug auch für ihn die Scheidestunde. Wer konnte wissen, wie das Los ihm fallen würde? Dann würde die süße Frau sich in Selbstvorwürfen quälen, daß sie ihm sein langes Teilchen Glück geschmälert hatte. Aber nicht er konnte ihr das sagen! Und von selbst kam sie nicht darauf . . .

Trotz allem Trennungsweh bedeutete für Hildegard die Abreise des geliebten Mannes eine Art von Befreiung. Sie meinte, sie müsse leichteren Herzens an Gerd denken können, wenn sie allein sei, nicht mehr Allers forschende Blicke auf ihrem Gesicht fühlte. In fiebernder Spannung sah sie der Antwort ihres Sohnes auf den Brief des Regierungsrates entgegen. Aber die blieb aus. Wochenlang kam keine Nachricht. Dann hieß es, die Post nach dem Osten sei gesperrt. Trotzdem schrieb sie Tag für Tag. Sie zog sich von allem Verkehr zurück, lehnte die persönliche Beteiligung an allen Wohlfahrtsunternehmungen ab. Sie gab Geld — dann konnte sie allein bleiben mit ihren Sorgen und Befürchtungen.

Nach qualvoller Unruhe erhielt die einsame Frau eines Tages die Nachricht, daß ihr Sohn in einer fernern Stadt im Krankenhaus liege; seine Nerven seien völlig zerrüttet.

Ohne Besinnen machte sie sich auf, um ihren Jungen zu besuchen. Er kannte sie nicht, aber er unterhielt sich gut und freundlich mit ihr, wie mit einer Fremden.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie, darauf eingehend.

„Nichts“, sagte Gerd geheimnisvoll. Seine schönen, ach, so sehr geliebten Augen sahen mit leerem Ausdruck an ihr vorbei. Sie mußte an sich halten, um nicht laut aufzuweinen, aber sie blieb äußerlich ganz ruhig. „Sie wollen mir nur nicht glauben, daß die Bajonettkämpfe immer noch andauern.“ Er richtete sich halb auf und sah scharf nach der Ecke des Zimmers. „Da — sehen Sie — da kommen sie — genau wie damals — o Gott, wo habe ich mein Gewehr — Hü — se, Hü — se!“ Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er wollte aus dem Bett springen, und es gelang dem Wärter nur mit großer Mühe, ihn festzuhalten und zu beruhigen.

Für diesen Tag mußte seine Mutter ihn verlassen. Sie verbrachte unendlich einsame Stunden in der fremden Stadt. Als sie wieder zu Gerd durfte, erzählte er ihr sogleich, als ob er nur darauf gewartet habe, daß jemand ihm zuhöre, im Flüsterton von seinen Erlebnissen im Felde. Sie versuchte ihn davon abzubringen, indem sie sagte, er solle sich doch Ruhe geben, gar nicht daran zu denken, es sei ja nun vorbei. Das gab den Anlaß zu neuer Aufregung.

„Wieso vorbei?“ fragte er stirnrunzelnd. „Alle Abend kommen sie wieder und dringen auf mich ein. Und die Bilder — nein, es ist grauenhaft!“ Er begann zu zittern, und Hildegard läutete nach dem Wärter, damit er ihren Sohn beruhige.

Nein, so ging es nicht weiter! Wenn jeder ihrer Besuche den armen Jungen so aufregte, dann mußte sie darauf verzichten, ihn zu besuchen. In der Einsamkeit ihres Hotelzimmers wurde sie dann unablässig von der Vorstellung gequält, daß Gerd nur durch die seinem Abschied von ihr vorhergegangene Aufregung so wenig widerstandsfähig gewesen sei. Er war ja doch sportgewohnt, ein guter Turner — wie sollte er da plötzlich versagen, wo Tausende von anderen aushielten?

Die unglückliche Frau ließ den Stabsarzt um eine Unterredung bitten. Er war sehr teilnehmend und gab der Hoffnung Ausdruck, daß Gerd wieder gesund werden könne.

„Wir haben leider unter den ganz jungen Leuten, die eben von der Schulbank kamen, ziemlich viel derartige Fälle“, sagte er. „Die Eindrücke und die Entbehrungen sind zu schwer für sie.“

Begierig griff Hildegard die Andeutung auf, daß die Erkrankung ihres Sohnes immerhin nicht einzig dastünde. „Halten Sie wirklich eine solche Störung damit für hinreichend erklärt?“

„Aber, meine gnädigste Frau“, rief der Arzt, „die Bilder sind für uns allen Ärzte oft kaum zu ertragen; dazu kommen die Anstrengungen, die Entbehrungen — es ist ein Wunder, wie unsere Leute das alles aushalten. Aber Sie scheinen Ursache zu haben, noch einen anderen Grund zu dem Zusammenbruch Ihres Sohnes zu glauben“, forschte er, durch ihr Verhalten mißtrauisch geworden.

Sie überwand ihre Scheu und deutete ihm mit kurzen Worten die Verhältnisse an. Er hörte aufmerksam zu, dann sagte er herzlich: „Das sind Hirngespinnste, verehrte gnädige Frau. Ihr Sohn hat das rasche Wort längst vergessen. Ich bin sicher, draußen im Felde, wo alles ein anderes Größenmaß annimmt, ist ihm nur eine unbedeutende Kleinigkeit gewesen, was ihm zu Hause riesengroß erschien.“

Nach einiger Zeit wurde Gerd Reimer in der Heimat in ein Sanatorium gebracht, wo seine Mutter ihn täglich besuchen konnte. Er war ein gutartiger Kranker, nur seine fixe Idee, daß allabendlich die Bajonettkämpfe wieder begännen, wollte sich nicht verlieren.

Woche auf Woche verging. Allers war zum Hauptmann befördert und hatte das Eisene Kreuz erhalten. Er schrieb eifrig, und seine zarten, teilnahmevollen Briefe waren Frau Hildegards einziger wehmütiger Trost in dieser Zeit. Und doch stand dahinter als bange Frage: Wenn der Krieg zu Ende ist, und er kommt wieder — was dann?

Gerts Befinden besserte sich langsam, unmerklich. Nach Wochen erkannte er die Stimme seiner Mutter ab und zu. Der Arzt schlug vor, den Versuch zu wagen, ihn in sein Elternhaus zu führen, vielleicht daß dann die Erinnerung völlig zurückkehrte. Es gelang teilweise. Der Jüngling sah mit Interesse auf seine Bücher, seine kleinen Liebhabereien. Sinnend sah er die Mutter an.

„Ich kann mir alles deutlich vorstellen“, sagte er wie tastend, „aber ich finde keinen Zusammenhang.“

Einige Zeit danach meldete eine Depesche, daß Hauptmann Allers vermißt werde.

Frau Hildegard weinte heiße Tränen um ihn und konnte es doch nicht hindern, daß sich zum ersten Male eine schwächere Hoffnung für ihren geliebten Jungen in ihr regte. Vor der Sorge um ihn war jede andere Empfindung zurückgetreten.

Sie sprach mit seinem Arzte. Er billigte durchaus ihren Plan, offen mit Gerd zu sprechen und ihm Allers' wahrscheinlichen Tod mitzuteilen.

„Ich bin zwar der festen Überzeugung, daß Sie sich in einem großen Irrtum befinden, wenn Sie glauben, die Familienverhältnisse könnten die schwere Erkrankung Ihres Sohnes hervorgerufen haben“, sagte er. „Aber es ist immerhin möglich, daß eine große seelische Erregung seine Genesung beschleunigt. Ich möchte jedenfalls zugegen sein, wenn Sie es ihm sagen.“

Der weltentrückte Nid, der seit der Krankheit in Gerts Augen lag, wich langsam einem anderen Ausdruck, als seine Mutter ihm eröffnete, daß der Mann, dessen Verbindung mit ihr ihn so sehr erregt hatte, jedenfalls gefallen sei.

„Er auch!“ rief er und sprang heftig auf, „o, wie bin ich froh, daß ich das nicht miterlebt habe, sonst müßte ich ihn immer vor mir sehen, wie die anderen, blutüberströmt, mit weit offenen Augen —“ plötzlich hielt er inne und sah starr vor sich hin.

„Denken Sie doch nicht mehr daran, junger Freund“, beschwichtigte der Arzt.

Der Kranke hörte nicht auf ihn. Er blidte seine Mutter an mit einem durchdringenden Blick, als ob er etwas in ihren Zügen suche. Hildegard hörte ihn mit keiner Frage, keinem Worte. Das Herz zog sich ihr schmerzlich zusammen bei dem Gedanken, was wohl in ihrem Jungen vorgehen möchte. Aber sie hätte

sich, daran zu rühren. — Tagelang ging Gerd still und in sich gelehrt umher, aber es war unverkennbar, daß sein Erinnerungsvermögen in demselben Maße wuchs, als die Wahnideen schwanden. — Der aufmerksam beobachtenden Mutter wurde es fast zu unumstößlicher Gewissheit, daß ihre beabsichtigte Wiederverheiratung in Gerd's Krankheit eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben müsse. Wenn vielleicht auch in normalen Tagen keine so schwere psychische Erkrankung dadurch verursacht worden wäre, so hatte die innere Aufregung nach ihrer Ansicht unter Zusammenwirkung mit dem äußeren Erleben in den ungeheuren Kämpfen die heftige Erschütterung verursacht.

Kurze Zeit nachher schrieb Hauptmann Allers aus England. Er war zu seinem größten Kummer in Gefangenschaft geraten. Es wurde Frau Reimers unendlich schwer, aber sie schwankte keinen Augenblick, ihm mitzuteilen, daß sie nie die Seine werden könne. Gerd, der nun wieder zu Hause war, kam dazu, als sie den Brief postfertig machen wollte. Ein Jude lief über sein Gesicht, als er die Aufschrift erkannte.

„Laß mich lesen“, bat er und nahm seiner Mutter den Brief aus der Hand.

„Mutter,“ sagte er, als er zu Ende war, „wie klein muß ich dir erscheinen sein, daß du mir solch ein Opfer bringen willst! Und was soll Hauptmann Allers denn von mir denken? Er muß das ungeheure Leid, in die Hände unserer Gegner gefallen zu sein, dem Vaterland nichts mehr nützen zu können, tragen — und ich soll ihn auch noch berauben?“

Frau Reimer umschlang ihn zärtlich: „Gerd, war es nicht, weil ich ihn heiraten wollte, daß du krank wurdest?“

„O, Mutter, hast du das von mir gedacht?“

Heiße Rote stieg ihm in die Schläfen.

„Ich war sehr ungezogen, als du es mir sagtest, ich weiß es wohl. Aber da draußen verfinstert alles; das eigene Ich ist so klein und nichtig — und du dachtest?“

„Es lag so nahe, Gerd“, sagte sie und drückte ihn an sich.

„Ich muß mich recht schämen, so zusammengeklappt zu sein,“ erwiderte er, „aber in vierzehn Tagen geht's wieder hinaus, da werde ich hoffentlich meine Sache besser machen. Aber nun will ich an Hauptmann Allers schreiben, er soll wissen, daß ich nicht länger der Jammerlappen bin wie bisher!“

Die alte goldene Fröhllichkeit lachte aus seinen Augen. Frau Reimer küßte ihn in überströmender Liebe.

Eine deutsche Heldin.

In den Zeiten schwerster Not, wie zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, als die deutschen Lande unter napoleonischem Druck senkten, hat es dem deutschen Volke auch nie an mutigen und tapferen Frauengestalten gefehlt, die sich ganz und gar in den Dienst des Vaterlandes gestellt und teilweise mit den Waffen in der Hand einen Mut an den Tag gelegt haben, der ihnen eigentlich einen Platz in der Reihe deutscher Helden sichern sollte.

Als nach den Unglückschlachten von Jena und Auerstädt im Oktober 1806 die verstreuten preussischen Truppen ostwärts flüchteten, war es Schlesiens und seine Bewohner, die in aufopferndster Weise die Flüchtenden aufnahmen, sie versorgten und so gut als möglich den weiteren Widerstand organisierten. Hier war es besonders eine Frau von Bonin, die junge Gattin eines preussischen Rittmeisters und schlesischen Gutsbesizers, deren Energie und Kühnheit sehr mit dem meist müssigen, ja sogar teilweise geradezu feigen Verhalten vieler höherer Offiziere und Beamten stark kontrastierte. Die Nachrichten über erfolgte widerstandslose Übergaben von Festungen und Kassen an die Franzosen schmerzte die patriotische Frau tief und sie beschloß, obgleich Mutter kleinerer Kinder, selbst die Waffen in die Hand zu nehmen und zu versuchen, wenigstens ihrem Könige an Geld und Gut zu retten, was noch zu retten war.

Sie erbat sich vom Generalgouverneur von Schlesiens, dem Fürsten von Anhalt-Bess., eine Reitertruppe, mit welcher sie die königlichen Kassen in der Provinz, die, wie sie vernommen, auch schon zur Auslieferung an den Feind bestimmt waren, in Sicherheit zu bringen beabsichtigte. Das war natürlich, da das Land auch bereits zum großen Teil von der französischen Soldateska besetzt war, ein recht gefährliches Unternehmen, und es gehörte nicht nur große Unerblichkeit, sondern auch eine beträchtliche Dosis Schlaueit dazu, diesen patriotischen Plan auszuführen.

Und die mutige Dame war sich der Gefahr, der sie sich aussetzte, voll bewußt. Beim Generalgouverneur kieß sie zuerst auf Widerstand und es bedurfte ihrer ganzen mannhaften Energie, um durchzusetzen, daß man ihr schließlich eine Abteilung von siebzehn Mann unter einem Offizier zur Verfügung stellte.

Nun ging man ohne Zögern ans Werk und es gelang auch ihrer Geschicklichkeit, in kurzer Zeit aus den Städten des Gebirges die Kassen zu holen und so, teilweise nur Stunden vor dem nachrückenden Feind, zu retten. Auf einem dieser Streifzüge in der Gegend von Bunzlau geriet im Februar 1807 eine von einem französischen Husaren eskortierte Equipage in ihre Hände, in der sich der französische General Brum nebst zwei Ordnonanzoffizieren befand. Man nahm die Überraschten natürlich gefangen. Da sie aber nun nicht unberechtigt die Rache und Repressalien seitens der Franzosen befürchtete, überließ sie die Gefangenen den wenigen Mann, die sie bei dieser Affäre bei sich hatte, zur Bewachung und eilte selbst auf ihr Gut in Biesau, um ihre dort befindlichen Kinder zu holen und wegzubringen. Sie nahm von dort noch ihren Gatten mit einigen Leuten mit, in deren Begleitung sie den Gefangenentransport wieder einholte. Sie selbst begab sich nun mit den Kindern nach Reimetz, wo sie dann auch die bis dahin geretteten zweiundzwanzigtausend Taler in die sicheren Hände des Kommandanten der starken Feste Blas, des mutigen Grafen von Göben, wohlbehalten abliefern, während indessen ihr Gatte mit den Gefangenen der Feste Silberberg zu marschierte. Leider wurde dieser aber mit seiner kleinen Schar kurz vor dem Ziele von einer größeren Rheinbundtruppe überrascht und geriet selbst bewußtlos und verwundet in Gefangenschaft, aus der er aber am folgenden Tage bereits wieder entwichen konnte. Die Gefangenen aber wurden dadurch natürlich befreit.

Da aber das weitere Vordringen der Feinde fernere Unternehmungen unmöglich machten, widmete sich von da ab Frau von Bonin aufopferungsvoll der Pflege der Verwundeten und Kranken im Felde wie in den Seuchenlazaretten, und lehrte erst mit den letzten deutschen Truppen im Jahre 1817 aus Frankreich wieder zurück.

A. M.

Herzensgüte.

Menschen mit echter, tiefer Herzensgüte lassen, der Sonne gleich, überall ihr warmes Licht erstrahlen und vergolden und verklären alles, womit sie in Berührung kommen. Freundlichkeit, Höflichkeit, Großmut, Bescheidenheit — Tugenden, die wir uns mit vieler Mühe anzueignen suchen, sind bei ihnen etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches, was aus der Tiefe des Herzens hervorquillt, es sind nur verschiedenfarbige Strahlenbrechungen der einen großen Lichtquelle, die in ihrem Innern ist. Sie sind höflich, freundlich, bescheiden gegen jedermann, ohne Ansehen der Person, alt und jung, vornehm und gering. Herzensgüte kann dem Menschen nicht anerkoren werden. Sie ist ein Geschenk des Himmels, wie Schönheit und Gesundheit. Wir können sie nur pflegen, wie wir unsere Gesundheit zu pflegen und zu fördern bestrebt sind. Wir müssen unsere und unserer Kinder Herzen öffnen für alles Schöne und Gute, uns begeistern an edlen Taten und häßliche und selbstische Regungen zu unterdrücken und beseitigen.

Ob und wieviel Früchte die guten Samentörner tragen werden, das hängt von der natürlichen Bodenbeschaffenheit unseres Innern ab. Wenn es uns nur gelingt, schädlichen Einflüssen, unwürdigen Gedanken den Eingang zu verwehren, dann dürfen wir hoffen, einen Schritt vorwärtsgekommen zu sein.

Gertrud Westphal.

An der Däßer.

Daß so viel Freude noch zu finden ist!
Daß Meereswogen uns wie immer rauschen,
Und Möwen ziehn und segelvolle Schiffe;
Daß Kinder lachend sich im Sande sonnen,
Und Sonn' und Mond und all die lieben Sterne
Geruhig ihre goldnen Bahnen wandern,
Als lächelten aus ihrem ew'gen Frieden
Sie über Krieg und Not und Tod hinweg.

Klara Briel.

Regierbild.



Wo ist des Mäters Frau?

Unsere Bilder

Die Gefährdung des Panamakanals. Unsere dem „Scientific American“ entnommene Abbildung gibt einen Überblick über das große Erdbeben- und Erdrutschgebiets im Culebra-Einschnitt, wo die in Bewegung geratenen Erd- und Gesteinslagerungen den Panamakanal andauernd gefährden. Nur nach und nach scheidet die volle Wahrheit darüber durch, wie ernst die Lage dort ist. Ende Oktober lagen am Eingang des Kanals ungefähr hundert Schiffe, die auf die Öffnung der Schleusen warteten; statt dessen erhielten sie nach Verlauf einiger Zeit den Rat, ihre Fracht lieber mit der Panamabahn von Meer zu Meer zu befördern oder den alten Weg ums Kap Horn zu nehmen, da in keiner Weise gesagt werden könne, wann der Kanal für den Verkehr wieder eröffnet werden könne. Zwei volle Jahre hatte man mit den Massen des vorigen Erdbebens zu kämpfen; unaußhörlich, Verfalls- und Sonntag, wurde 22 von 24 Stunden des Tages gearbeitet, jeden Tag 30000 Kubikfuß Erde und Steine entfernt und gegen 600000 Mark täglich dafür aufgewandt. Da die neu abgefüllten Massen auf etwa 10 Millionen Kubikfuß geschlagen werden und man nicht mehr als etwa eine Million Kubikfuß im Monat beseitigen kann, so wird wohl ein volles Jahr vergehen, ehe die Eröffnung des Kanals erfolgen kann — vorausgesetzt, daß die Uferländer inzwischen nicht von neuem der menschlichen Arbeit spotten!



Die Gefährdung des Panamakanals. (Mit Text.)

Allerlei

Ihr Kündigungsgrund. Marie, das „Mädchen für alles“ bei einer Familie, in der sich die Familienmitglieder untereinander nicht gerade liebevoll behandeln, hat gekündigt. „Also Sie wollen gehen“, sagte die Dame bedauernd. „Warum denn eigentlich? Haben wir Sie nicht immer so wie einen von der Familie behandelt?“ — „Ja, Gnädige“, sagte Marie, „deswegen gehe ich ja gerade.“

Friedrich der Große und die Menagerie. Als König Friedrich II. im Februar 1781 durch den Meldebettel erfuhr, daß ein Menageriebefitzer durch Potsdam gekommen sei, um seine Tiere in Berlin für Geld sehen zu lassen, erließ er folgendes Kabinettschreiben: „Seine königliche Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr, haben vernommen, daß dato ein Kerk mit wilden Tieren gestern eingepaßt ist. Da nun dies dero Intention ganz und gar entgegen ist und dergleichen Leute gar nicht weiter herein gelassen und bedeuget werden sollen, weiterzugehen; denn das Volk ziehet nur einen Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht sein, und in dieser Absicht auch dieser Kerk ohne Anstand wieder fortgeschickt werden: So haben Allerhöchstdieselben das Nötige an den Generalleutnant von Ramin bereits ergehen lassen und lassen solches auch dero Generaldirektorio hiernüt bekannt machen, um sich darnach zu achten und um auch seines Ortes das hiermiten Erforderliche zu veranlassen und zu besorgen.“

Potsdam, den 25. Februar 1781.

Unter der Last der Lorbeeren. Der große Condé kam nach der Schlacht von Senef, die er 1679 gegen den Prinzen von Oranien gewonnen hatte, nach Versailles, um dem Könige seine Aufwartung zu machen. Wegen Gichtbeschwerden hatte er Mühe, die große Treppe zu ersteigen, oberhalb welcher Ludwig XIV. ihn erwartete. — „Verzeihen Eure Majestät, daß ich nicht geschwinder komme!“ rief er ihm entgegen. — „Nehmen Sie sich Zeit, lieber Cousin!“ antwortete ihm der König, „es läuft sich nicht gut, wenn man mit Lorbeeren beladen ist.“

Auch ein Zeitmesser. Der große Philosoph Immanuel Kant hatte außer einer guten Mahlzeit nur wenig äußere Bedürfnisse und vermied den Verkehr mit Personen, die viel plauderten, sowie störendes Geräusch. Rusil war ihm unangenehm, und ein häufig in der Nachbarschaft trübender Hahn konnte ihn zum Wechseln der Wohnung veranlassen. Als ihn das laute Singen der Gefangenen im Arresthause am Schloßgraben in Königsberg störte, bat er seinen Freund, den Polizeidirektor Hippel, die Arrestanten zu bestimmen, etwas leiser zu singen, da sie auch durch eine geringere Anstrengung ihrer Stimme ihre Gottesfurcht an den Tag legen können. Sonst war Kant ein peinlich gewissenhafter und pünktlicher Mann. Jahrelang verbrachte er jeden Nachmittag im Hause eines englischen Kaufmanns namens Green, der ungemein auf Ordnung hielt. Dieser schloß gewöhnlich um diese Zeit in seinem Armstuhl. Sobald Kant eintrat, setzte er sich neben ihn und schlief ebenfalls. Später kam noch der Bankdirektor Rüchmann, der sogleich dem Beispiele der beiden folgte. Zu einer bestimmten Stunde kam ein vierter Freund und weckte die

Schläfer, und nun begann eine lebhaft Unterhaltung, die bis Punkt sieben Uhr währte. Mit dem ersten Glodenschlage auf sieben brach Kant ab und verfügte sich in seine Wohnung. Zuletzt war das in jener Stadt- gegend Königsbergs so bekannt, daß jedermann wußte, daß wenn Kant noch nicht vorübergegangen war, es auch noch nicht sieben Uhr war.

Gemeinnütziges

Rezept zur Herstellung von Pralines. Die beliebten, aber immerhin teuren, feinen Pralines können nach folgendem Rezept leicht selbst hergestellt werden, was viel billiger wird. Man beachte nur die ausgeprobte Vorschrift recht genau. Zwei gute, frische Eiweiße werden zu etwas Schaum geschlagen; sind sie sehr klein, nehme man drei, füge ein Pfund sehr feinen Puder- oder Staubzucker, $\frac{1}{2}$ Pfund feingemahlene süße Mandeln und einige bittere hinzu und knete die Masse gut durcheinander. — Die Eiweiße

zudemasse kann man selbstverständlich an der Stelle von Mandeln je nach persönlichem Geschmack nur mit den verschiedensten Geschmackszutaten mischen: mit etwas Rum, Arrak, Himbeersaft, Vanille, sehr fein gemahltem Kaffee bester Sorte, Zitronensäure oder Rosen- respektive Orangenblütenwasser. Wird die Masse zu flüssig, gibt man Zucker hinzu, ist sie aber

zu trocken, etwas Eiweiß. Nun ist die Füllung fertig, und man formt kleine, runde Kugeln daraus, die man etwas trocknen läßt; in der Zeit läßt man guten Bitterkaffee oder auch halb Schokolade, halb Bitterkaffee bei gelinder Wärme zergehen und gibt zum Geschmeibigmachen auf etwa $\frac{1}{2}$ Pfund

Auflösung.

MAI
ARMER
MINERAL
KAMERLING
HALLERIN
REHE
INX

zu trocknen, etwas Eiweiß. Nun ist die Füllung fertig, und man formt kleine, runde Kugeln daraus, die man etwas trocknen läßt; in der Zeit läßt man guten Bitterkaffee oder auch halb Schokolade, halb Bitterkaffee bei gelinder Wärme zergehen und gibt zum Geschmeibigmachen auf etwa $\frac{1}{2}$ Pfund Kaffee und Schokolade ein walnußgroßes Stück Palmöl hinzu. Mittels einer Stricknadel taucht man nun die Füllungskugeln in die Kakaomasse, legt sie auf Pergamentpapier und läßt die Pralines trocknen. — Die angegebene Masse ergibt mehrere Pfund, die Füllung muß daher für die verschiedenen Geschmackszusätze vorher geteilt werden. Sehr fein schmeckt auch die zuerst genannte Mandelfüllung mit einer der angegebenen Zusätze gemischt. Das einzig Schwierige daran ist, die richtige Konsistenz der Füllung zu treffen, doch ist hier leicht ein kleines Versehen wieder gut zu machen, so daß ein Mißraten fast unmöglich ist.

Schwarzjurzeln sollen zeitig gesät werden, da sie dann bedeutend reifer keimen. Bei später Aussaat bleiben viele aus. Sobald der Boden offen ist, muß der Same untergebracht werden.

Zwiebels verlangen keine frische Düngung; es ist aber vorteilhaft, vor der Aussaat das Land mit Thomasmehl und Kainit zu überstreuen, welcher eingehackt wird. Wir geben pro Quadratmeter 50 Gramm dieser Mischung.

Homonym.

Ich stehe draußen in dem Hain,
Zweimal hat mich der Körper dehn.
Julius Fata.

Treppenrätsel.

B	D	D
J	O	
O		

Die 3 senkrechten und waagrechten Buchstaben in vorstehender Figur ergeben: 1) Ein Element. 2) Ein Fluss. 3) Einen Laut.
Julius Fata.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Sela, Elsa. — Des Rätsels: Theresie, Thes.

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeberische Schriftleitung von Franz Boller, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Boller in Stuttgart.